

Aufbruch- stimmung

Wenig Platz in der Stadt, dazu der Klimawandel und der Wunsch nach mehr Gemeinschaft: Wohnexpertin Sabina Riß sagt, welche klugen Konzepte es dafür gibt

Interview Stefanie Nickel

a

Aktuell gibt es zwei besonders oft beschriebene Trends beim Thema Wohnen: zum einen die Tiny Houses, zum anderen die Co-Living/Co-Working-Projekte. Welche gesellschaftlichen Entwicklungen stecken aus Ihrer Sicht als Wohnsoziologin dahinter?

Ich würde das nicht nur gesellschaftlichen Entwicklungen zuschreiben, sondern auch wirtschaftspolitischen und ökonomischen. Die treiben die Wohnungspreise gerade enorm in die Höhe und machen das Wohnen in Städten weniger finanzierbar als je zuvor. Es werden also allerorten kleinere Wohnungen gebaut. Das stellt

viele Menschen aber nicht zufrieden – und so suchen sie nach Alternativen.

Welche Bedürfnisse stecken hinter dieser Suche?

Es geht um Mitbestimmung und Selbstverwirklichung. Man nimmt nicht einfach hin, was der Mietmarkt so bietet, sondern will seine eigenen Ideen umsetzen. Deswegen nehmen gemeinschaftliche Bauprojekte gerade stark zu. Viele dieser Projekte wollen der standardisierten Mietwohnung, die vom klassischen Kleinfamilien-Modell ausgeht, etwas entgegensetzen. In solchen Projekten werden andere Lebensformen und Familienmodelle mitgedacht. Und auch Arbeit und Leben werden miteinander verwoben. Hier wird Gemeinschaft neu definiert.

Wer zieht in Projekte, die Co-Working und Co-Living verbinden?

Das sind oft freiberuflich tätige Menschen. Kreative, die „out of the box“ denken und das auch baulich, räumlich und sozial umsetzen wollen. Die Projekte werden besonders oft von Menschen aus der oberen Mittelschicht umgesetzt – auch weil diese es sich leisten können, die Zeit zu investieren, solch ein Projekt teilweise über Jahre hinweg mitzugestalten.

„Co-Living setzt dem klassischen Kleinfamilien-Wohnmodell etwas Neues entgegen“

Wie kann bezahlbares Leben in der Stadt mit Raum zur Entfaltung in Zukunft gelingen?

Es reicht sicher nicht, dass man die Wohnungen verkleinert. Wo sollen die Leute ihren Homeoffice-Rechner aufklappen? Wo sollen sie sich treffen und wo sollen die Kinder spielen? In Wien gibt es eine lange Tradition des öffentlich geförderten Wohnbaus. Diese Wohnungen sind auch

eher klein, werden aber mit Gemeinschaftsflächen ergänzt, die der Schlüssel sind für eine hohe Wohnzufriedenheit.

Welche Gemeinschaftsräume sind bei Co-Living-Projekten essenziell?

Es ist sehr wichtig, Räume zur Verfügung zu stellen, die Nachbarschaft, gegenseitige Unterstützung und Kommunikation ermöglichen. Das beginnt schon bei der Konzeption der Waschküche, die nahe, gut zu beaufsichtigende Spielmöglichkeiten für Kinder mitdenken sollte, um die Care-Arbeit zu erleichtern und Interaktion zu ermöglichen. Dann sollte es Räume geben, in denen sich Erwachsene treffen können, man Kindergeburtstage feiern kann oder sich die Kinder zum Spielen verabreden können, mit Teeküche und Toiletten. In Wien ist das für den öffentlich geförderten Wohnbau schon Standard. Es gibt aber auch Projekte, da gibt es eine Bibliothek für das ganze Haus oder einen Hobbyraum mit Werkbank, ein Schwimmbad oder eine Sauna. In diesen Räumen lernt man sich besser kennen, man lernt sich zu vertrauen. Das hat Auswirkungen auf den Alltag: Man kann sich leichter die Kinderbetreuung oder die Hausarbeit teilen und sich gegenseitig unterstützen.

Wie lassen sich Homeoffice und Wohnen gut miteinander verbinden?

In den meisten Wohnungen ist zu wenig Platz. Da arbeiten Menschen im Schlafzimmer oder in der Küche mit dem Laptop auf dem Schoß. Gut wäre also, wenn ein vermehrtes Remote-Working auch bei Wohnungsbauprojekten mitgedacht würde. Man könnte pro Gebäude oder sogar geschossweise einen Raum mit einigen Arbeitsplätzen einplanen. Man hätte dort Ruhe zum Arbeiten, wäre aber trotzdem zum Beispiel nahe bei den Kindern.

Das Arbeiten entkoppelt sich durch Remote Work immer mehr von konkreten Orten. Es gibt bereits einige Co-Living/Co-Working-Projekte auf dem Land, die städtische Weltoffenheit mit dörflicher Nähe und Natur verbinden wollen. Wie kann so etwas aus architektonischer Sicht gelingen?

Es gibt auf dem Land oft mehr Platz, also mehr Raum zu gestalten. Beim Co-Wor-

„Wir brauchen Räume, die Unterstützung durch die Nachbarschaft ermöglichen“

king ist es wichtig, dass die Architektur Gemeinschaft ermöglicht, aber auch ungestörtes Arbeiten sicherstellt. Es braucht abgeschlossene Räume, damit nicht alle immer alles von allen mitbekommen. Man braucht auch eine Gemeinschaftsfläche, eine Küche, in der man sich austauschen kann. Was auf dem Land sicher leichter ist: einen Arbeitsplatz im Freien zu schaffen, den man etwa im Sommer nutzen kann, um auch etwas Alltagsqualität hineinzubringen. Letztlich muss sich dieses Gefühl einstellen: Da ist Leben, da fühlen sich Kinder wohl, da kann man zusammen kochen, zusammen die Freizeit genießen und eben auch arbeiten.

Auch mit den Tiny Houses wollen sich Menschen eine andere Lebensform erschließen. Ist das Wohnen im Mini-Haus auch ein Versuch, nachhaltiger zu wohnen und zu leben?

Die Klimakrise und steigende Wohnungspreise haben hier für Bewegung gesorgt. Beim Tiny House ist der Gedanke: Ich habe einen möglichst geringen ökologischen Fußabdruck. Ich bebaue nur eine kleine Fläche, habe drumherum Grün, kann mich vielleicht sogar selbst versorgen, dazu Solarpanels auf dem Dach. Weniger Dinge, mehr Autarkie.

Wie muss so ein Mini-Haus ausgestaltet sein, damit ich mich nicht schnell eingeengt fühle?

Die einfachste Möglichkeit: Man kann viel Fensterfläche einbauen, dann sitzt man sozusagen im Freien und vergrößert optisch seine Wohnfläche.

Wie nachhaltig sind diese Häuser?

Auch die Mini-Häuser werden in der Regel an das Wasser- und Abwassersystem angeschlossen. Hinter dieser einfach anmutenden Wohnform steckt also ein hoher Infrastruktur-Aufwand pro Person. Da stellt sich schon die Frage, wie nachhaltig das sein kann. Weil die Einwohnerzahl von Städten weiter steigt, sollte man deshalb eher in größeren Dimensionen denken. Es scheint mir nachhaltiger, in Projekten mit mehreren Menschen zu arbeiten und zu leben als in Tiny Houses. Da geht es um Gemeinschaft, um das Teilen von Dingen, um ein ressourcenschonendes Leben. Wenn jeder in einem Tiny House wohnen würde, gäbe es irgendwann keine Landschaft mehr.

Welche Themen werden uns in Zukunft beim Thema Wohnen beschäftigen?

Die Urbanisierung ist sicher das wichtigste Thema. Die Flucht aufs Land, die jetzt während der Pandemie öfter diskutiert wurde, betrifft letztlich nur einen kleinen Teil der Gesellschaft. Insgesamt müssen wir mit einem Zuzug in die Städte umgehen. Es wird also für uns die große Aufgabe sein, das Wohnen in Städten in Zukunft nachhaltig, lebenswert und leistbar zu machen. Die Verantwortlichen der Städte müssen dafür jetzt die Rahmenbedingungen schaffen. Eine Stadt muss die Handhabe über ihre Flächen behalten, dann kann sie das Wohnen und Arbeiten auch aktiv mitgestalten. **E**



Mehr über unsere Expertin Sabina RiB

Die promovierte Architektin ist als Architektur-Wissenschaftlerin und Universitätslektorin an der TU Wien im Bereich Wohn- und Städtebau tätig. Sie ist Expertin für Gender Kompetenz und befasst sich mit gesellschaftspolitischen und soziologischen Fragestellungen in der Produktion und Nutzung von Wohn- und Städtebau. Im Fokus stehen dabei Alltagsbedürfnisse von Menschen und ihre optimale räumliche Umsetzung.